

Christian Giordano (Fribourg)

Interdependente Vielfalt: Die historischen Regionen Europas

Definitionsprobleme

Die häufig komplementären und nicht selten widersprüchlichen Vorstellungen, Auffassungen, Bedeutungen, Konnotationen und Definitionen, die sich in der aktuellen Debatte rund um Europa feststellen lassen, sind zweifelsohne meist auf die fachliche Perspektive der jeweiligen Autoren und Autorinnen zurückzuführen: Je nach Disziplin werden spezifische Aspekte und Dimensionen betont, sodass einmal die Geographie, ein anderes Mal die Geschichte, die Philosophie, die Soziologie, die Kulturanthropologie/Ethnologie, die Politik- oder die Religionswissenschaft zur Charakterisierung des alten Kontinents herangezogen wird.

Aus geographischer Sicht erscheint Europa in erster Linie als eine räumliche Entität, die allerdings nicht leicht abzugrenzen ist. Während sich das „Ende Europas“ im Westen und im Süden durch die Präsenz des Atlantiks und des Mittelmeers relativ leicht feststellen lässt, erweist sich die Grenzziehung im Osten als problematisch oder gar unmöglich. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass manche Geographen, ebenso wie der französische Dichter Paul Valéry, Europa als eine relativ kleine, im äußersten Westen gelegene Halbinsel des asiatischen Kontinents betrachten (Dainelli 1933: 52; Rougemont 1990: 33; Valéry 1919: 24, 38). Die Geschichtswissenschaften und speziell die Kulturgeschichte suchen dagegen in der Vergangenheit nach konkreten Anzeichen und Befunden, um die langfristigen Gemeinsamkeiten europäischer Gesellschaften nachzuweisen. Prominente Philosophen, Soziologen, Politik- und Religionswissenschaftler gehen je nach fachspezifischer Schattierung von einer „geistigen Einheit“ als Matrix Europas aus und bemühen sich um die Definition unabänderlicher Fundamente einer europäischen „Schicksalsgemeinschaft“ (Morin 1987). Viele Kulturanthropologen/Ethnologen präsentieren Europa dagegen als einen einzigartigen Kulturraum, der sich trotz seiner internen Vielfalt vom Rest der Welt unterscheiden lässt.

Es kann hier nicht darum gehen, Sinn und Unsinn dieser Ansätze und Positionen zu diskutieren. Die hier vorgenommene, absichtlich willkürliche und eindeutig unvollständige Aufzählung soll lediglich dazu dienen, zwei auch für die spätere Argumentation zu beachtende Probleme bei dem Versuch, Europa zu definieren, zu unterstreichen. Die Vielfalt der Ansätze und Perspektiven bringt einerseits klar zum Ausdruck, dass es bisher nicht gelungen ist, das Phänomen „Europa“ begrifflich zu fassen; sie macht andererseits jedoch auch deutlich, dass jeder Versuch, die europäische Spezifität allumfassend zu definieren, illusorisch und trügerisch ist.

Dennoch lässt sich aus den meisten Definitionsversuchen ein gemeinsames Merkmal herausarbeiten, das als ein wiederkehrendes Motiv im Laufe der Jahrhunderte – seit der Europabegriff nach dem Fall des Römischen Reichs, dem Eindringen der Araber im Süden des Kontinents und speziell nach der Entdeckung und Eroberung von weiten überseeischen Gebieten durch die europäischen Kolonialmächte eine immer stärkere politische und sozio-kulturelle Färbung angenommen hat – unter veränderten Chiffren immer wieder zutage tritt: Wann immer Europa als eine „vorgestellte Gemeinschaft“ konzipiert wird, existiert auch der Vergleich und die spiegelbildliche Gegenüberstellung von dem, was als *Europa* betrachtet wird, und seinem Gegenteil, das heißt einem *Anti-Europa*. Als Gegenpol zu Europa nimmt das je nach spezifisch historischer Situation konstruierte Anti-Europa jeweils die kontrastierenden Züge der fremdartigen arabisch-muslimischen Kultur, des aggressiven Asiens, des unzivilisierten Afrikas, des gefährlichen Orients etc. an. Im Sinne dieser Entdeckung des *Selbst* durch den entgegengesetzten *Anderen* schrieb der Spanier Balthazar Gracián (1601–1658) den berühmten Satz, Europa sei der bewundernswerte Teil der Welt. Im *Grand Dictionnaire historique de Louis de Morevi*, dem „Großen historischen Wörterbuch von Louis de Morevi“ (erschienen 1674), und bei Carl von Linné (1707–1778) findet man ähnliche Behauptungen, in denen die Eigenschaften der Europäer im Vergleich zu denen der Bewohner und Bewohnerinnen anderer Kontinente hoch gepriesen werden (Rougemont 1990: 122).

Diese bipolare Repräsentation von Europa und Anti-Europa lässt sich auch während des 18. Jahrhunderts im „Zeitalter der Philosophen“ beobachten. Die großen Denker der Aufklärung, die über die europäische Spezifität reflektierten, stellten sich stets die Frage, weshalb es eigentlich den europäischen Völkern gelungen sei, ein so hohes Zivilisationsstadium zu erreichen, während die *anderen* Gesellschaften im Zustand der „Wildheit“ beziehungsweise der „Barbarei“ stecken geblieben seien. Die Texte dieser Epoche, die sich mit der Definition Europas beziehungsweise der Europäer befassen, enthalten – selbst wenn die Gaben und Eigenschaften des alten Kontinents nicht verherrlicht werden oder gar eine Zivilisationskritik formuliert wird – explizit oder implizit die Gegenüberstellung und die Hierarchisierung von *uns* und *ihnen*, das heißt von Europa und Anti-Europa (ebd.: 117–156).

Im 19. Jahrhundert wird der Europabegriff im Rahmen dieser Dichotomie immer häufiger zur Legitimation hegemonialer Ansprüche verwendet. Das ganze Jahrhundert hindurch bestanden die Europäer hartnäckig auf einer demonstrativen Inszenierung ihrer Überlegenheit im politischen, wirtschaftlichen und technischen Bereich. Europa erschien als Synonym für Zivilisation und Fortschritt schlechthin. Aus europäischer Sicht galt der alte Kontinent als der Mittelpunkt der Welt, als der einzige Ort, von dem ein zivilisatorischer Impuls ausgehen konnte, welcher in der Lage wäre – wie Leopold II., König der Belgier, in einer berühmten Rede 1876 ausdrücklich sagte –, „die Dunkelheit, die ganze Bevölkerungen einhüllt, zu zerreißen“ (Schmitt 1974: 272f). Diese Phase, die grosso modo bis zum Ende des Ersten Weltkriegs andauerte, zeichnet sich durch einen überheblichen Optimismus aus, der sich, wie Carl Schmitt zu Recht betont hat, als eine kolossale Selbsttäuschung erweisen sollte. Wie der deutsche Politikwissenschaftler zeigt, haben die europäischen Eliten während dieser Zeit die tiefen Wandlungen und Umbrüche, die sich damals jenseits des alten

Kontinents abspielten – wie etwa die *Great Transformation* in den Vereinigten Staaten und die rasante sozioökonomische Öffnung Japans –, in erstaunlicher Weise unterschätzt oder gar völlig vernachlässigt.

Infolge der verheerenden Konsequenzen der zwei Weltkriege sowie des nationalistischen und totalitaristischen Wahns der Zwischenkriegszeit nimmt der Europabegriff nach 1945 weit weniger triumphierende Töne an, die zugleich einen defensiven Charakter besitzen. Nun entsteht die Vorstellung Europas als einer zwar kulturell bunten, aber dennoch einheitlichen Schicksalsgemeinschaft, die sich durch eine chronische Fragilität im ökonomischen, vor allem aber im politischen und militärischen Bereich auszeichnet. Die Nähe der Sowjetunion verstärkte diese Idee im westlichen Teil Europas zweifelsohne deutlich. Bis zum Fall der Berliner Mauer hat das immer wiederkehrende Leitmotiv des *Anti-Europa* eine ausgeprägte politisch-ideologische Konnotation.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts wird Europa weiterhin – auch nach der Auflösung der Ost-West-Konfrontation und trotz der Bildung eines Kerns von gemeinsamen wirtschaftlichen, politischen und legalen Institutionen – als eine höchst zerbrechliche Entität empfunden, die sich einmal mehr von einem externen Anti-Europa bedroht fühlt. Als aktuelles Anti-Europa erscheint in erster Linie der fast grenzenlose Süden der Welt, der mit seinen demographischen Trends, politisch-religiösen Bewegungen, sich rasant ausbreitenden Fundamentalismen und Terrorismen nach Europa zu drängen scheint.

Zusammenfassend sollen hier einige Punkte genannt werden, die sich aus der Definitionsproblematik und -vielfältigkeit des Europabegriffs ergeben:

1. *Obwohl der Terminus „Europa“ wahrhaftig sehr alt ist, sollte man nicht der Verlockung erliegen, die Wurzeln des heutigen Europabegriffs in der Antike zu suchen. Die Vorstellung Europas als einer kulturellen sowie politischen, sozialen und ökonomischen Gemeinschaft stellt sich bei näherer Betrachtung als eine ziemlich rezente Erfindung heraus.*
2. *Der aktuelle Europabegriff ist das Erzeugnis einer gesellschaftlichen Konstruktion, die aus dem permanenten kontrastiven Vergleich mit einem ebenfalls konstruierten, als Gegenteil konzipierten Anti-Europa hervorgeht. Die Vorstellung Europas als Einheit scheint somit erst sinnvoll und möglich, wenn zugleich ein Gegenpol existiert.*

Was Europa nicht ist: Irreführende und gefährliche Ideen

Wie in der Einführung deutlich wurde, impliziert der Europabegriff stets einen Ethnozentrismus. Da, wie der französische Anthropologe Claude Lévi-Strauss immer wieder hervorgehoben hat, jede gesellschaftliche Konstruktion des *Selbst* sowie des *Anderen* von verzerrten Leitbildern geprägt ist (Lévi-Strauss 1984: 9), scheint dies zunächst auch notwendig oder gar unvermeidbar zu sein. Allerdings ist der Europabegriff nicht immer so harmlos, wie es im ersten Augenblick wirken mag. Vornehmlich während des 20. Jahrhunderts wurden einige Europakonzepte popularisiert, die sich durch eine so starke ethnozentrische Prägung

auszeichnen, dass die Formulierung des Ideologieverdachts völlig gerechtfertigt ist, auch weil diese Konzepte einer genaueren historischen, soziologischen und anthropologischen Analyse nicht standhalten.

Die bezüglich der Diffusion, politischen Bedeutung und hartnäckigen Beharrungstendenz wichtigste dieser extrem ideologisierten Konzeptionen ist die der „europäischen Zivilisation“ als kohärenter und kompakter Ganzheit. Dieser Terminus wird dabei häufig als Synonym für den „Okzident“ beziehungsweise das „Abendland“ und in Opposition zum „Orient“ beziehungsweise „Morgenland“ verwendet. So werden die Etablierung des Sowjetsystems und die Errichtung der Diktatur Stalins in der Sowjetunion in populärwissenschaftlichen Debatten bis heute nicht selten als Phänomene präsentiert und stigmatisiert, die einen eindeutig orientalischen Charakter besitzen. Der Stalinismus wird dabei als das Paradigma der modernen Tyrannei dargestellt, deren Ursprung in verschiedenen älteren Formen der Despotie zu suchen sei, die gemäß dieser Meinungen das politische Markenzeichen Asiens darstellte. Um diese These zu erhärten, werden gewagte und wissenschaftlich kaum haltbare Parallelen zu politischen Institutionen der willkürlichen Alleinherrschaft – wie etwa der Satrapie¹ der Antike und des Sultanats im islamischen Kulturbereich – gezogen. Dabei wird systematisch übersehen, dass der Stalinismus sich ideologisch auf die marxistische Lehre stützte, die zweifelsohne ein Produkt des europäischen Denkens ist (Wittfogel 1977).

Der Begriff „europäische Zivilisation“ suggeriert mit seinen starren Grenzziehungen und fragwürdigen Ausschließungen explizit oder implizit die vermeintliche Existenz eines einheitlichen und zugleich kulturell überlegenen Wertkomplexes, der auf dem Erbe des Christentums basiert. „Europäische Zivilisation“ wird daher meistens mit „christlichem Okzident“ gleichgesetzt. Gerade diese gleichnishafte Formel, die allzu oft als fraglos gegeben betrachtet wird, ist aufgrund folgender Aspekte besonders ideologieverdächtig, gefährlich und irreführend:

1. Die Rhetorik der „europäischen Zivilisation“ als kultureller Wiege des christlichen Okzidents hat sich während des 20. Jahrhunderts als ein höchst wirksames Instrument für rechts-extreme Bewegungen und Regime erwiesen. Sowohl der deutsche Nationalsozialismus als auch der italienische Faschismus griffen auf solche Argumente zurück, um sich bei Gelegenheit als Bollwerke der europäischen Zivilisation und des christlichen Okzidents gegenüber der Bedrohung durch den Bolschewismus asiatischer Provenienz zu definieren. Eine ähnliche Rhetorik wurde in der Zwischenkriegszeit von zahlreichen anderen populistischen Parteien und autoritären Regierungen in Mittel- und Osteuropa ebenso effektiv benutzt, wie von Salazar in Portugal und Franco in Spanien, welche die zahlenmäßig dominante katholische Bevölkerung dieser Länder mit solchen Parolen für ihre politischen Ziele zu instrumentalisieren vermochten. Symptomatisch für die intellektuelle Reflexion zu diesem Ideenkomplex war jedoch die von der Stiftung „Alessandro Volta“ organisierte Tagung *L'Europa*, die vom 14. bis 20. November 1932 in Rom stattfand. Unter den Teilnehmern dieser Veranstaltung, die wohlgemerkt unter der direkten Patronanz des damaligen Ministerpräsidenten Italiens

¹ Altpersische Statthaltschaft.

Benito Mussolini stand, fanden sich neben einer imposanten Anzahl von damals weltbekannten Persönlichkeiten aus den Bereichen der Philosophie, Geschichtswissenschaft, Soziologie, Orientalistik, Geographie, Psychologie und Literatur auch zwei deutsche Politiker, die nur kurze Zeit später als Mitglieder der nationalsozialistischen Führungselite berichtigt werden sollten: Hermann Göring und Alfred Rosenberg. Thematischer Schwerpunkt des Kongresses war Europa als Zivilisationseinheit. Aus den Referaten und Diskussionen geht deutlich hervor, dass die von den Teilnehmern entworfene Zivilisationseinheit „Europa“ mit dem christlichen Okzident gleichgesetzt wird. Für mehrere Redner schien dabei die zentrale Frage zu sein, ob und inwieweit Russland ausgeschlossen beziehungsweise dazugezählt werden sollte, wobei der Soziologe Alfred Weber, ein Bruder von Max Weber, als der energischste Gegner der Aufnahme Russlands in die Zivilisationseinheit Europa auftrat (Fondazione Alessandro Volta 1933). Solche ideologieverdächtigen Konzeptionen gehören jedoch keinesfalls nur der Vergangenheit an, sondern lassen sich auch bei gegenwärtigen Gruppierungen und Organisationen des rechtsextremen Lagers wie etwa beim *Front National* in Frankreich und bei den Neonazis in Deutschland und Österreich sowie den Neofaschisten in Italien wiederfinden. Diese politischen Bewegungen greifen auf die Idee der europäischen Zivilisationseinheit als Inbegriff des christlichen Okzidents zurück, um ihre extreme Fremdenfeindlichkeit gegenüber Arbeitsmigranten und -migrantinnen sowie Asylsuchenden aus nichteuropäischen und vor allem islamischen Ländern zu legitimieren.

2. Die Inszenierung Europas als Zivilisationseinheit des christlichen Okzidents stellt eine gefährliche Idee dar, denn sie impliziert die Vorstellung einer kontinentalen Homogenität bezüglich Kultur, Religion und manchmal sogar einer nicht näher definierten ethnischen Zugehörigkeit. Dieses Bild der europäischen Einheitlichkeit beruht auf dem Reinheitsmythos und auf Strategien der Exklusion des angeblich Nichtreinen, die während des 20. Jahrhunderts bereits zahlreiche Tragödien auf dem alten Kontinent verursacht haben.

3. Ein so einheitlich konzipiertes Europa beinhaltet eine weitere irreführende Idee, die auf dem meist absichtlichen Außerachtlassen von wichtigen Komponenten der historisch gewachsenen Sozialstruktur und Kultur des Kontinents basiert. Niemand kann die Bedeutung des Christentums für die Strukturierung der europäischen Gesellschaften bezweifeln. Es wäre aber gründlich falsch, auf ihrer monopolartigen Ausschließlichkeit zu beharren. Wie bereits Karl Popper betonte, ist das Originelle an Europa gerade die Vielfalt vor allem im religiösen Bereich: Seit mehr als tausend Jahren sind Juden und Muslime als zahlenmäßig konsistente und kulturell sowie sozial relevante Gemeinschaften ein integraler Teil Europas und der europäischen Geschichte. Außerdem zeigt das große Schisma von 1054 ebenso wie die protestantische Reform während des 16. Jahrhunderts, dass Europa viel weniger kompakt und kohärent war und ist, als es die Ideologen und Ideologinnen der Zivilisationseinheit und des christlichen Okzidents haben möchten (Popper 1980). Hätte sich Europa tatsächlich sozial und kulturell einheitlich entwickelt, dann wäre es nach den Vermutungen des Soziologen Dario Antiseri (2001) ein grauenvolles mentales Gefängnis geworden.

In diesem Zusammenhang könnte man in Versuchung geraten, dem Bild einer europäischen Zivilisationseinheit die soziale und kulturelle Vielfalt Europas entgegenzuhalten und

im Dienste einer wissenschaftlich begründeten Klassifikationswut zu zelebrieren. Auch dies ist jedoch ein ideologieverdächtiges, gefährliches und irreführendes Unterfangen. Die Betonung der historischen innereuropäischen Differenzen führt nicht selten zu einer statischen Perspektive und daher zur Schaffung von unabwendbar und unüberbrückbar scheinenden Unterschieden. Dabei wird durch rigide Grenzziehungen eine verdinglichte und daher essentialisierte Realität konstruiert, wie es etwa im Falle der Aufteilung Europas in Kulturräume (*culture areas*) vor allem durch amerikanische Kulturanthropologen und -anthropologinnen geschehen ist. Solche Kulturräume wurden durch soziale Institutionen, kollektive Denkinhalte sowie Objekte der materiellen Kultur definiert, die man als exklusive Bestandteile bestimmter Gesellschaften deklarierte. Als beispielhaft ist in diesem Zusammenhang die europäische Mittelmeerregion zu erwähnen, die jahrzehntelang von den Ethnologen und Ethnologinnen als der ausschließliche Kulturraum der Ehre-und-Scham-Gesellschaften betrachtet wurde. Das Kulturraumparadigma tritt häufig in Zusammenhang mit einer kulturökologischen Perspektive auf, was letztendlich auf eine Form von Umwelt-determinismus beziehungsweise Kulturmaterialismus hinausläuft. Der deutsche Philosoph Ernst Bloch spricht zu Recht von einem künstlich hergestellten „Geographismus“. Eine solche Kulturmorphologie Europas würde, wie dieser Autor richtig gesehen hat, eine hoch differenzierte Realität wie den alten Kontinent zu einer bloßen Summe von Kulturarealen reduzieren. Bestenfalls erscheint, wie Bloch (1985: 127) wörtlich anmerkt, die Geschichte Europas dann als

[...] ein amerikanischer Zirkus, wo in drei oder mehr Manegen zugleich geturnt, geritten oder Feuer geschluckt wird, all das voneinander isoliert. Oder die Geschichtszeit [...] wird in eine Gruppe abgezirkelter Ringgebirge verwandelt, in Geschichte als Mondlandschaft.

Europa als System historischer Regionen: Eine erste Annäherung

Der Sozial- und Kulturwissenschaftler, der die hohe Komplexität des alten Kontinents erfassen möchte, sieht sich notgedrungen auch mit den Paradoxien, Widersprüchen, Dilemmata und Schwierigkeiten konfrontiert, die sich aus den dargestellten Definitionsproblemen sowie den vielen gefährlichen und irreführenden Ideen, die mit dem Europabegriff verbunden sind, ergeben. Um sich der gesamteuropäischen Realität etwas anzunähern, scheint es aufgrund der Komplexität der Problematik sinnvoll, Europa als ein System stark (inter)dependenter, jedoch zugleich strukturell sehr verschiedener historischer Regionen zu verstehen, in dem Gleichzeitigkeiten und Ungleichzeitigkeiten sowie Differenzen und Konstanten nebeneinander existieren. Es war das Verdienst des ungarischen Historikers Jenő Szűcs, das Problem der historischen Trennungen und der daraus resultierenden soziostrukturellen Vielfalt auf dem alten Kontinent stringent zur Sprache gebracht und die Frage nach den Binnengrenzen und den entsprechenden Brüchen Europas somit zum ersten Mal in wissenschaftlich überzeugender Weise gestellt zu haben.

Szücs verweist auf die fortlaufende sozioökonomische Differenzierung Europas seit dem hohen Mittelalter, welche die Entstehung von zwei Blöcken, die man *Europa occidentalis* und *Europa orientalis* nennen kann, mit sich gebracht habe. Die geographische Grenze zwischen diesen zwei bis zum heutigen Zeitpunkt strukturell und kulturell unterschiedlichen Regionen des alten Kontinents lasse sich durch eine virtuelle Linie darstellen, welche die Elbe mit der Leitha verbindet. Diese Flüsse hätten ihrerseits jahrhundertlang den sozioökonomisch definierten Bruch zwischen den westlichen und den östlichen Teilen Deutschlands und die übrigens sehr durchlässige Grenze zwischen Österreich und Ungarn markiert (Szücs 1990: 14–18).

Nach Szücs ist das westeuropäische Modell in erster Linie durch die bereits im Mittelalter einsetzende Entwicklung kleiner Kreise von Freiheiten und die immer schärfer werdende Trennung zwischen Staat und Gesellschaft charakterisiert. Im Westen des Kontinents bildeten sich – in anderen Worten – gesellschaftliche Sektoren heraus, die autonom existierten und deshalb nicht als bloße Derivate des Staates betrachtet werden können (ebd.: 20). Diese spezifischen Prozesse gingen mit der Expansion eines dichten Netzes autonomer Städte einher, die als Trägerinnen einer eigenen Kultur wiederum als die wichtigste Voraussetzung für die erfolgreiche Ausbreitung des westeuropäischen Modells gelten können. Max Weber entwickelte in seinem aufschlussreichen, wenn auch unvollständigen Aufsatz zur Typologie der Städte eine ähnliche Argumentation (Weber 1980: 741–757). Ihm zufolge formierte sich die okzidentale – sprich westeuropäische – Stadt vor allem während des Mittelalters allmählich zu einem „Ort des Aufstiegs aus der Unfreiheit in die Freiheit durch das Mittel geldwirtschaftlichen Erwerbs“ (ebd.: 742). Unter der Führung einer wohlhabend gewordenen Honoratiorenschicht lehnte sich die Stadtbürgerschaft immer häufiger gegen die politische und vor allem ökonomische Rigidität der feudalen Zwänge auf. In jenen sehr bewegten Zeiten entstand im ganzen westeuropäischen Raum und vor allem in Deutschland, Frankreich und Norditalien eine imposante Anzahl von Verschwörungen, Usurpationen, Eidverbrüderungen usw., denen es gelang, die Grundlagen der feudalen Herrschaft zu untergraben. Durch diese umstürzlerischen Aktivitäten ihrer Bürger wurde die westeuropäische Stadt, als deren typische Beispiele die freien Reichsstädte in Deutschland und die *comuni* in Norditalien gelten können, „eine, wenn auch in verschiedenem Maße, autonome und autokephale anstaltsmassige Vergesellschaftung, eine aktive ‚Gebietskörperschaft‘“ (ebd.: 748).

Der rebellistische Elan, der zur endgültigen Durchbrechung des feudalen Herrenrechts führte, gilt für Weber als das eigentliche, revolutionäre Spezifikum der mittelalterlich-westeuropäischen Stadt gegenüber allen anderen Städten des Kontinents (ebd.: 742).

Dieser spezifische soziostrukturelle Umbruch fand in Osteuropa laut Szücs nicht statt (Szücs 1990: 48f). Nach Auffassung des ungarischen Historikers führte die Krise des Feudalismus in Osteuropa vielmehr zu einer regressiven Deformation (ebd.: 59), die als eine modifizierte und verzerrte Prolongierung des Lehenssystems und dessen soziostruktureller Komponenten verstanden werden kann. Die Feststellung des amerikanischen Anthropologen Lawrence Krader (1960), dass Ruralität im sozialen Leben der osteuropäischen Gesellschaften bis in die jüngste Vergangenheit eine im Vergleich zu Westeuropa dominante Rolle gespielt habe,

bekräftigt die Annahmen Webers und Szücs². Ähnlich wie Szücs betont Krader, dass die bäuerlichen Bevölkerungsanteile im Westen des Kontinents seit vielen Jahrhunderten in einer breiteren, durch urbanindustrielle Strukturen gekennzeichneten Gesellschaftsform integriert und „eingekapselt“ seien, während in Osteuropa bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts ein eher umgekehrtes Verhältnis zwischen Stadt und Land vorgeherrscht habe (ebd.: 77). Der österreichische Historiker Karl Kaser hat dieses Charakteristikum Osteuropas und speziell des Balkans deutlich zum Ausdruck gebracht, wenn er schreibt: „Stadt und Land entwickelten sich hier nicht auseinander, sondern die Stadt wurde in das [...] Landnutzungssystem integriert.“ (Kaser 2002: 136)

Dieser Sachverhalt wurde auch von dem französischen Historiker Georges Castellan anhand empirischer Daten bestätigt. Der Autor weist darauf hin, dass beispielsweise in dem vom präbendalen² Feudalismus (Weber 1980: 627) der Osmanen beherrschten Balkanraum zu Beginn des 16. Jahrhunderts nur zwei Städte mit über 25.000 Einwohnern – Edirne [Adrianopel] und Thessaloniki – existierten. Die Einwohnerzahl Athens betrug zu dieser Zeit nur 10.000, während ein durchschnittlicher *şehir*³ der Region zwischen 2000 und 4000 Einwohner zählte (Castellan 1991: 133) und somit als eine Mischform zwischen Bauerndorf und Agrostadt gelten kann.

Dichotomische Klassifikationen sind grundsätzlich vereinfachend, einseitig und meistens ideologieverdächtig. So hat der amerikanische Historiker Larry Wolff mit Nachdruck auch vor einer Sichtweise gewarnt, nach der West- und Osteuropa als Paar einer binären Opposition im Sinne Claude Lévi-Strauss' erscheinen (Wolff 1994; Lévi-Strauss 1992: 87–98). Diese grobmaschige und bipolare Unterteilung Europas, die im Endeffekt das Projekt einer Kartierung der Zivilisation und ihrer Grenzen beinhaltet, ist nach Wolff vielmehr ein intellektuelles Produkt, das heißt eine Erfindung der Aufklärung im 18. Jahrhundert. Obgleich die These der Erfindung Osteuropas von Wolff unter dem Einfluss eines allzu begeisterten Konstruktivismus vermutlich zu extrem formuliert ist, verweist sie einerseits darauf, dass die binäre Opposition zwischen West- und Osteuropa letztendlich die Gegenüberstellung von Zivilisation und Barbarei verhüllt, und erinnert uns andererseits daran, dass die klassische Ost-West-Dichotomie zur Charakterisierung der soziostrukturellen und kulturellen Differenzen innerhalb Europas unzureichend ist.

Szücs erkannte die Schwäche einer bipolaren Aufteilung Europas und führte in seinem Modell eine dritte historische Region ein. Diese habe sich zwischen dem 11. und dem 14. Jahrhundert konstituiert und alle Gesellschaften umfasst, die vom großen Schisma im Jahre 1054 betroffen waren (Russland, Ukraine, weite Teile des Balkanraums usw.). Die westliche Grenze dieser Region verläuft grosso modo parallel zur bereits erwähnten Elbe-Leitha-Linie. Sie entspricht den (südöstlichen) Grenzen der damaligen Königreiche Ungarn und Polen (einschließlich des Großherzogtums Litauen) und verbindet virtuell das

² Von *Präbende*, im Sinne von „Pfründe“, wobei Weber unter präbendalem Feudalismus ein Lehensverhältnis ohne persönliche Treuebeziehung versteht.

³ Osmanische Bezeichnung persischen Ursprungs für „Stadt“.

Baltikum mit dem Schwarzen Meer (Szücs 1990: 14f). Alles, was östlich dieser Linie liegt, gehört zur dritten Region, die Szücs als das eigentliche Osteuropa betrachtet (ebd.: 16f). Es ist fast überflüssig zu betonen, dass das große Schisma und der damit einhergehende politische Verfall des Byzantinischen Reiches, das heißt des mächtigsten Staatsverbandes auf diesem östlichsten Territorium Europas, nicht nur die Entstehung einer tiefen, bis heute noch nicht überwundenen kulturellen Kluft zwischen den ersten beiden Regionen einerseits und der dritten andererseits begünstigte, sondern zugleich gravierende Konsequenzen für die Wirtschafts- und Sozialstrukturen der in diesem Gebiet lebenden Gesellschaften mit sich brachte. So weist Kaser beispielsweise darauf hin, dass sich das byzantinische Lebenssystem, das in Anlehnung an Max Weber als *patrimonialer Feudalismus* definiert werden kann (Weber 1980: 626f), im Zuge dieser epochalen Krise im Balkanraum erst zwei bis drei Jahrhunderte später durchsetzte als in Westeuropa, was letztendlich auf eine niemals aufgeholtene Phasenverschiebung verweist (Kaser 2002: 102; Castellan 1991: 42). Dies wiederum zeigt in paradigmatischer Weise, dass die Gesellschaften dieser Region bereits ungefähr seit dem Jahre 1000 eine soziologisch relevante Eigendynamik erlebten, deren Auswirkungen sich – jenseits der Einflüsse der späteren, vier Jahrhunderte langen Herrschaft der Osmanen – bis heute bemerkbar machen.

Die sozialwissenschaftliche Relevanz des von Szücs vorgeschlagenen Modells der drei historischen Regionen Europas besteht in erster Linie darin, die Vorstellung der sozialen und kulturellen europäischen Einheitlichkeit zu entmythologisieren und den historischen Beweis zu liefern, dass die Formation der ersten kontinentalen Trennungen und Brüche bereits kurz nach dem Zerfall des Römischen Reichs festzustellen ist. Allerdings besitzt auch das Modell der drei historischen Regionen Europas eine ideologieverdächtige Komponente: Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die subtile, wohlbegründete und einleuchtende Argumentation des ungarischen Historikers vor allem dazu dient, einen in Verruf geratenen Begriff wie „Mittleuropa“ zu rehabilitieren und neu zu legitimieren. Wiewohl die Konzeptualisierung Europas als eines Systems historischer Regionen inspirierend und wahrscheinlich in großen Zügen korrekt ist, scheint sie ergänzungs-, präzisierungs- und aktualisierungswürdig zu sein. So stellt sich etwa Westeuropa, um nur ein Beispiel zu nennen, in Szücs' Modell als eine allzu homogene Einheit dar, obgleich dieser Raum eine hoch differenzierte Region ist, die ein starkes, historisch verankertes Nord-Süd-Gefälle aufweist. Die daher notwendigen möglichen Modifizierungen und Erweiterungen des Szücs'schen Modells bilden den thematischen Schwerpunkt des nächsten Abschnitts.

Europa als System historischer Regionen: Zentrum, Peripherien und externe Regionen

Als wesentliches methodologisches Hilfsmittel zur Korrektur und Ergänzung des Modells der drei historischen Regionen Europas wird in diesem Zusammenhang die Weltsystemtheorie von Immanuel Wallerstein (1974) herangezogen. In Anlehnung an Wallerstein wird

Europa als ein (inter)dependentes und dynamisches System ökonomischer, soziostruktureller und kultureller Art betrachtet, das aus einem sich im Laufe der Geschichte ausdehnenden Zentrum, mehreren Peripherien sowie externen Regionen besteht.⁴

Es ist heute weitgehend unumstritten, dass zwischen 1450 und 1640 in einem relativ kleinen Kern des alten Kontinents neue Modalitäten entstanden, welche es erlaubten und erforderlich machten, die Wirtschaft neu zu konzipieren und zu organisieren. Diese neue Wirtschaftsweise, die erhebliche gesellschaftliche und kulturelle Erscheinungen mit umfasste und die sich mit der Zeit weltweit ausbreitete, wurde von Max Weber in dem einfachen und einprägsamen Begriff des „rationalen Kapitalismus“ zusammengefasst. Nach Wallerstein gehen diese neuen Formen des Sozial- und Wirtschaftshandelns fast unausweichlich mit einer räumlichen Expansionstendenz einher. Der französische Historiker Fernand Braudel unterstreicht diese These, wenn er betont, dass in dieser Epoche

[...] der Vorrang der Wirtschaft immer stärker ins Gewicht [fällt]: Sie lenkt, stört und beeinflusst die anderen Ordnungen, verschärft die Ungleichheit, hält die an der Weltwirtschaft Beteiligten in Armut oder Reichtum gefangen und weist ihnen, wie es scheint, auf sehr lange Sicht ihre Rolle zu. (Braudel 1986: 47)

Wie Braudel in diesem Zitat andeutet, führt die weltweite Ausdehnung der kapitalistischen Produktionsweise zu einer Neugestaltung der sozialen Beziehungen zwischen unterschiedlichen kollektiven Wirtschaftspartnern, das heißt zwischen Gesellschaften, Staaten, Nationen, Regionen, Städten usw. Diese auf einer immer stärkeren (Inter-)Dependenz beruhenden Wirtschafts- und Sozialverhältnisse beinhalteten eine spezifische internationale Arbeitsteilung, welche die Sozialstrukturen und Kulturmuster aller Gesellschaften, die vom Bildungs- und Ausbreitungsprozess des kapitalistischen Weltsystems betroffen waren, in entscheidender Weise beeinflussten.

Die neue internationale Arbeitsteilung innerhalb des kapitalistischen Weltsystems beruhte dabei auf der systematischen territorialen Trennung von Zentren und Peripherien. Zunächst teilten sich Europa und etwas später weite Teile des Globus einerseits in (wenige) Regionen auf, die eine Beschleunigung der Geschichte in Form einer raschen Modernisierung ihrer sozioökonomischen Struktur erlebten, und andererseits in (viele) Räume, die jahrhundertlang andauernde sozioökonomische Stagnations- und Verarmungsprozesse durchlaufen sollten, die wiederum mit tief greifenden Erscheinungen kultureller Missachtung und Ausgrenzung einhergingen. Der italienische Soziologe Alessandro Pizzorno spricht in diesem Zusammenhang treffend von einer historischen Marginalisierung dieser Regionen und ihrer Gesellschaften (Pizzorno 1976).

Die Errichtung des Weltsystems brachte einen gewaltigen Umbruch der sozioökonomischen und kulturellen Verhältnisse in Europa mit sich, der einerseits zur Verschärfung der bereits

⁴ Allerdings verzichten wir hier auf Wallersteins Kategorie der Semiperipherie, die im Rahmen dieses Beitrags als eher überflüssig oder gar verwirrend erscheinen würde.

bestehenden und von Szücs aufgezeigten Unterschiede führte und andererseits die Formation von neuen historischen Regionen auf dem alten Kontinent – wie beispielsweise jenen um den europäischen Teil des Mittelmeerraums vom Atlantik bis zur Adria – zur Folge hatte (Davis 1977; Braudel 1985; Giordano 1992).

Man kann daher zu Recht behaupten, dass Europa ab dem 15. Jahrhundert aufgrund der ökonomischen, soziostrukturellen und kulturellen Differenzen zwischen dem Zentrum, seinen verschiedenen Peripherien und den vom kapitalistischen Weltsystem nur am Rande oder nur zeitweise gestreiften Gesellschaften, die man in den so genannten externen Regionen beobachten kann, ein immer stärker differenziertes Profil annimmt.

In Anlehnung an Wallersteins Modell der Zentren, Peripherien und externen Regionen gilt es nun herauszuarbeiten, welche Position, Rolle, Aufgabe und welchen Status die einzelnen aus der Bildung des Weltsystems entsprungenen historischen Regionen Europas im Rahmen der neuen internationalen Arbeitsteilung übernommen haben.

1. Nordwesteuropa

Die Gesellschaften dieser Region stellen aufgrund ihrer spezifischen sozioökonomischen und kulturellen Dynamik das ursprüngliche Zentrum des entstehenden Weltsystems dar. Der relativ frühe und zugleich unaufhaltsame Niedergang des wirtschaftlich lähmenden Feudalsystems und die rasante, parallel dazu ablaufende Entstehung und Entwicklung politisch und ökonomisch autonomer Städte, die sich in erster Linie dank der Aktivitäten ihrer bürgerlichen Schichten in statu nascendi als die eigentlichen Trägerinnen des für damalige Zeiten imposanten Wirtschaftswachstums erwiesen, erlaubten eine mit anderen Gegenden Europas unvergleichliche ursprüngliche Kapitalakkumulation. Dieser grundlegende Prozess wirtschaftlicher, aber auch soziokultureller Art ging mit technologischen Neuerungen speziell im Textilsektor einher. Diese Innovationen, die einen wichtigen Beitrag zur generellen Ankurbelung der Konjunktur und zur Förderung der Industrialisierung und Kommerzialisierung der Produkte leisteten, dürfen zweifelsohne als Auftakt eines umfassenderen, wenn auch später in Erscheinung tretenden Phänomens, das unter der Bezeichnung „industrielle Revolution“ bekannt ist, gelten.

Selbstverständlich waren die Konsolidierung und die Ausweitung der Kapitalakkumulation im Zentrum des Weltsystems ohne eine ganze Reihe anderer, parallel verlaufender Prozesse von großer soziologischer Relevanz nicht denkbar. Hier seien lediglich die Formation von starken institutionellen Flächenstaaten (Brunner 1968: 96–99; Wallerstein 1974: 225–294), in denen kulturell immer homogenere Gesellschaften lebten und wirkten, die koloniale Expansion der Kernländer (Bendix 1980/2: 21–28) und die sich vor allem in Regionen Englands und Hollands vollziehende Verbürgerlichung der Aristokratie, die sich von *classes paresseuses* in aktive *classes travailleuses* mit eigenem unternehmerischem Geist verwandelten (Wallerstein 1974: 284), genannt.

Reinhard Bendix verweist in seiner klassischen Untersuchung über Machtausübung und Herrschaftsmandat auch auf die Bedeutung des politischen Umbruchs, der in Zusammenhang mit der Entstehung des Weltsystems im Zentrum stattgefunden hat. Der Autor

betont, dass die gesamtgesellschaftliche Mobilisierung in den Kernländern zu einer langsamen, jedoch unaufhörlichen Verlagerung der Herrschaftslegitimität und daher auch der Machtverteilung führte, wobei die Könige als Metapher allein herrschender Personen, Eliten oder Schichten dem Volke als Verkörperung von breiteren Formen des Herrschaftsmandats langfristig Souveränitätsanteile⁵ abgaben (Bendix 1980). Dies bedeutet, dass auch die politischen, soziostrukturellen und kulturellen Voraussetzungen und Grundlagen der heutigen okzidentalen Demokratie im Zentrum des Weltsystems verwurzelt sind.

In der ersten Bildungsphase des Weltsystems (1450 bis 1640) gehörten England (vor allem der südliche Teil), Frankreich (in erster Linie der Norden), Flandern und der westliche Teil Deutschlands (insbesondere das Rheintal) zum Zentrum. In der folgenden Epoche schlossen sich auch die restlichen Teile Deutschlands, Nordostspanien (Katalonien, Baskenland), Norditalien (das Dreieck Mailand – Turin – Genua), die Schweiz, Österreich, Böhmen und weite Teile Skandinaviens dem Zentrum an.

2. Mediterranes Europa

Diese historische Region, die jahrhundertlang den sozioökonomischen und kulturellen Mittelpunkt des alten Kontinents dargestellt hatte, verwandelte sich im Zuge der Formation des Weltsystems und seiner spezifischen internationalen Arbeitsteilung in eine weite Peripherie, die dem Zentrum die notwendigen Rohstoffe für die aufstrebende Textilindustrie, Nahrungsmittel und – in erster Linie – Getreide lieferte (Schneider, Schneider 1976).

Vom sozioökonomischen Standpunkt her gesehen ist diese Region, die das Italien südlich des Apennins, Spanien (speziell Andalusien, La Mancha und Extremadura) und Portugal (insbesondere das Alentejo) umfasst, durch die Latifundienwirtschaft gekennzeichnet. Dieser Großgrundbesitz, in dem vornehmlich Getreideanbau und Viehzucht betrieben wurden, war Eigentum der absentistischen Aristokratie, die seit dem 17. Jahrhundert immer häufiger in Großstädten wie Palermo, Neapel, Rom, Florenz, Sevilla, Madrid und Lissabon lebte und dort dem Luxus frönte, ohne sich um ihre Ländereien zu kümmern. Die Aristokratie überließ ihre Latifundien einer Schicht von Großpächtern – wie etwa den berühmt-berüchtigten *gabellotti* in Sizilien und den *señoritos* in Andalusien, La Mancha und Extremadura –, die ihrerseits den aristokratischen Großgrundbesitz aufteilten und mindestens partiell weiterverpachteten (Giordano 1992: 41–53). Auch die Großpächter waren absent und versuchten ebenso wie der Adel, lediglich von der Bodenrente zu leben. Dieses System reproduzierte sich weiter und leitete eine fast unendliche Kette von Verpachtungen und Unterverpachtungen ein, die eine verheerende Parzellierung des Bodens verursachte. Diejenigen, die das Land tatsächlich bearbeiteten, bezahlten die Pachtzinsen, die den Mitgliedern der zahlreichen *classes paresseuses*, die weder eine produktive Aktivität anstrebten noch sich für die Melioration der Böden und der Anbaukulturen interessierten, ihre Existenz garantierten. Somit entstand im mediterranen Europa neben einer zahlenmäßig kleinen Klasse absentistischer Land-

⁵ In Großbritannien früher, in den anderen europäischen Ländern infolge der Zwischenperiode des Absolutismus mit Verspätung.

besitzer eine breite Schicht von verarmten sowie hoffnungslos verschuldeten Kleinpächtern und landlosen Landarbeitern, die bis weit ins 20. Jahrhundert ein gewichtiges soziales Problem darstellten.

Obwohl sich das Banksystem, der eigentliche Pfeiler der rational-kapitalistischen Wirtschaftsweise, zuerst im Italien der Renaissance (Florenz) entwickelte und obgleich die beiden iberischen Staaten (Spanien und Portugal) zwei imponierende Kolonialreiche verwirklichen konnten, ist die maßgebende sozioökonomische Struktur des mediterranen Europa vom 16. zum 20. Jahrhundert durch Agrargesellschaften und -wirtschaften des gerade beschriebenen Typs charakterisiert. In diesem Zusammenhang weist Fernand Braudel darauf hin, dass sich in der mediterranen Peripherie – in deutlichem Kontrast zum Zentrum des Weltsystems – ab der Mitte des 16. Jahrhunderts der so genannte „Verrat der Bourgeoisie“ vollzog (Braudel 1982; Romano 1962; Wallerstein 1974: 273); das heißt, dass das Bürgertum der mediterranen Gesellschaften jener Epoche kein eigenes wirtschaftliches Modell und keine kulturellen Leitbilder entwickelte. Die bürgerlichen Schichten des europäischen Mittelmeerraums übernahmen keine eigenständige sozioökonomische Rolle, die den Anschluss an das Zentrum des Weltsystems erlaubt hätte, und waren somit für die Peripherisierung dieser historischen Region mitverantwortlich. Vielmehr sah die mediterrane Agrarbourgeoisie die absentistische Aristokratie stets als positive Bezugsgruppe und übernahm deren spezifische Handlungsmuster. Das eigentliche Lebensziel dieser bürgerlichen Schicht war, wie im Roman *Il Gattopardo* (dt.: Der Leopard, 1958) von Giuseppe Tomasi di Lampedusa (1896–1957) meisterhaft dargestellt wird, die Aufnahme in den Kreis der Adelligen, wobei dieses Ziel vor allem über geschickte Heiratsstrategien verfolgt wurde. Diese spezifischen Verhaltensweisen lassen sich bei den großen und mittleren Pächtern und vor allem bei den sizilianischen *gabellotti* und den südspanischen *señoritos* beobachten, die praktisch bis heute eine passive, vom Ideal des *otium cum dignitate* („Muße mit Würde“) geleitete Existenz als „Rentenkapitalisten“ führen (Blok 1981: 60–63, 80–83).

3. Mitteleuropa

Diese historische Region stimmt (abgesehen von einigen Ausnahmen wie beispielsweise dem südlich und zum Teil östlich der Karpaten liegenden Gebiet des heutigen Rumänien, dem so genannten „Altreich“) mit dem Raum überein, der zwischen den zwei von Süzics gezeichneten Ideallinien liegt. Es handelt sich dabei um die zweite große Peripherie Europas, die das Zentrum jahrhundertlang mit Rohstoffen (Pelzen, Wachs, Holz usw.) und Grundnahrungsmitteln (Getreide, Kartoffeln usw.) versorgte. Die charakteristischsten sozioökonomischen Landschaften dieser historischen Region sind Ost- und Westpreußen, der Kern des alten Großherzogtums Litauen, Lettland, Estland, die ungarische Tiefebene (das *Nagy Magyar Alföldi*), die rumänische Donauebene (das Gebiet der zwei historischen Fürstentümer Walachei und Moldau) sowie die östlichen Territorien Polens, die nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem großen Teil an die Sowjetunion abgetreten wurden und heute vornehmlich im ukrainischen Souveränitätsbereich liegen.

Gerade in diesen für Europa besonders weiträumigen Arealen konzentrierte sich der imposante Grundbesitz der verschiedenen aristokratischen Schichten Mitteleuropas wie etwa der polnischen und ungarischen Adelsfamilien, der baltischen, von den Mitgliedern des Deutschen Ritterordens stammenden Feudalherren oder der Bojaren Rumäniens. Im Gegensatz zum Zentrum, wo in allen Wirtschaftssektoren die Lohnarbeit eingeführt wurde, perpetuierte sich innerhalb dieser Latifundien die Institution der Leibeigenschaft praktisch bis nach der Mitte des 19. Jahrhunderts. Selbstverständlich gab es in dieser historischen Region auch freie Bauerngemeinden, die aber trotz ihrer mit Stolz gepflegten Autonomietradition als sozial marginalisierte und wirtschaftlich rein subsistenzorientierte Vergemeinschaftungen betrachtet werden können (Stahl 1980).

Die Tatsache, dass die Leibeigenschaft gerade während der Formation des Weltsystems keine Abschwächung oder gar Auflösung erfuhr, sondern unter veränderten Chiffren reproduziert und erneuert wurde, darf zweifelsohne als der hervorstechende soziale Prozess bezeichnet werden, der manche Spezifitäten der Sozial- und Wirtschaftsstruktur Mitteleuropas bis zum heutigen Tag deutlich geprägt hat. Das historische Phänomen der Refeudalisierung (Romano 1962), das für Mitteleuropa so kennzeichnend war, wird von den Geschichtswissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen gemeinhin als „zweite Leibeigenschaft“ bezeichnet (Bloch 1937: 606–610; Marx 1975: 202; Sée u. a. 1950; Stahl 1980: 1–11; Wallerstein 1974: 95–103, 113).

Diese Erneuerung der Leibeigenschaft bedeutete nicht nur die Persistenz des alten Systems, sondern seine Verschärfung. Mit dem Ziel, ein Wachstum vor allem der Getreideproduktion zu erreichen, führten die Großgrundbesitzer neue Anbauformen ein, die mit härteren Arbeits- und Lebensbedingungen für die unfreien Ländarbeiter und -arbeiterinnen einhergingen. Die Produkte der Latifundien verloren dabei immer mehr den Charakter von Erzeugnissen, die der Bedarfsdeckung dienten, und verwandelten sich in Waren, die fast ausschließlich für den internationalen Handel hergestellt wurden. Die Ausbreitung der zweiten Leibeigenschaft in Mitteleuropa steht allerdings in mehreren Teilen dieser historischen Region auch in engem Zusammenhang mit der Entstehung von neuen Gruppierungen des latifundistischen Kleinadels, wie etwa der preußischen Junker, der polnischen *szlachta* und der ungarischen *gentrys*, die ein starkes, ja fast klassenartiges Zusammengehörigkeitsgefühl sowie große Aufstiegs- und Machtambitionen entwickelten.

Während der europäische Mittelmeerraum also im Rahmen der Formation des Weltsystems mit dem „Verrat der Bourgeoisie“ konfrontiert war, stand Mitteleuropa einem Phänomen gegenüber, das als „Reaktion der latifundischen Grundherren“ (die so genannte *manorial reaction*) bezeichnet wurde (Dobb 1946: 51f; Wallerstein 1974: 95–103, 113). In Anbetracht der Persistenz dieses Systems ist es nicht verwunderlich, dass zahlreiche Elemente dieser Wirtschafts- und Sozialordnung bis zum heutigen Tag ihre Wirkung zeigen.

4. Südosteuropa

Diese historische Region umfasst jene Gebiete, die man grosso modo als „Balkan“ bezeichnet (mit Ausnahme Rumäniens). Sie bildet aufgrund der Präsenz des Byzantinischen Reichs

vor der Formation des Weltsystems und besonders wegen der späteren fünfhundertjährigen Zugehörigkeit zum Osmanischen Reich einen eigenständigen Typ von Peripherie. Die byzantinische Hegemonie wirkte sich, wie bereits angedeutet, vor allem durch die verspätete Einführung von feudalarartigen Strukturen im balkanischen Raum aus, die in Zusammenhang mit dem Machtverfall Konstantinopels ab dem 11. Jahrhundert zu einer sozioökonomischen Stagnation im gesamten Gebiet führten (Kaser 2002: 102). Die allmähliche Eroberung Südosteuropas durch die Osmanen nach dem endgültigen Zusammenbruch des Byzantinischen Reichs bedeutete für diese Region einerseits die späte Eingliederung in das Weltsystem und andererseits die Erfahrung eines Herrschaftssystems, das im Grunde zur Verschärfung der bereits kritischen sozialen und wirtschaftlichen Lage beitrug.

Das Osmanische Reich lässt sich bis zum 18. Jahrhundert als eine externe Region mit eigenen und unabhängigen Sozial- und Wirtschaftsstrukturen definieren. Erst in seinem Niedergang, als westeuropäische Beobachter es bereits als den „kranken Mann am Bosphorus“ bezeichneten, wurde das imperiale Gebilde in das sich zunehmend ausbreitende Weltsystem eingeschlossen. Die Folge dieses Integrationsprozesses war die Peripherisierung und das langsame Abbröckeln jenes mächtigen Reichs, das am Höhepunkt seiner Macht Wien belagert hatte.

Im Rahmen des osmanischen Imperiums hatte Südosteuropa und speziell der Balkanraum zwar eine geopolitisch wichtige Rolle inne, wirtschaftlich gesehen stellte es jedoch eine ziemlich periphere Provinz dar. Die Lage dieser historischen Region war keinesfalls mit den fruchtbareren und ökonomisch wesentlich interessanteren, ja lebenswichtigen Gegenden wie dem Niltal in Ägypten und/oder der syrischen beziehungsweise mesopotamischen Tiefebene im Mittleren Osten zu vergleichen. Vielmehr galt ein großer Teil Südosteuropas als ein gebirgiges, unwirtliches und zugleich politisch brisantes Grenzgebiet, auf dem die Osmanen immer wieder militärische Konfrontationen mit den benachbarten Imperien – in erster Linie mit den Habsburgern, aber auch mit den Russen und manchmal den Venezianern – zu bewältigen hatten. In Zusammenhang mit der Marginalisierung Südosteuropas unter osmanischer Herrschaft muss darauf hingewiesen werden, dass das Land in der Weltsicht der osmanischen Eliten prinzipiell Gott gehörte, obgleich der Sultan kraft seiner Rolle als Kalif darüber frei verfügen konnte. Das osmanische Feudalsystem, das sich in dieses Weltbild einschrieb und das die Agrarverhältnisse in manchen Regionen des Balkans (unter anderem in Makedonien, Albanien, Kosovo) bis tief ins 20. Jahrhundert prägte, beruhte auf der Institution des *timar*. Darunter versteht man strictu sensu Ländereien verschiedener Größe, die der Sultan seinen Kavalleristen, den *sipahis*, zuteilte. Diese Landgabe war allerdings nicht erblich, und der Timariot, der Inhaber eines *timar*, besaß einzig das Anrecht auf die Einkünfte der Ernte (Castellan 1991: 126–132; Roux 1992: 192f). Außerdem verpflichtete er sich, für den Sultan Steuern einzuheben sowie Soldaten und Matrosen zu rekrutieren (ebd.: 192; Stadtmüller 1950: 267). Innerhalb der Gesamtfläche eines *timar* gab es in der Regel bestimmte Parzellen unterschiedlicher Größe, die der Timariot in Selbstbewirtschaftung für die eigenen Bedürfnisse und die seiner Familie bebauen durfte (*çiftlik*) (Roux 1992: 192). Anfänglich handelte es sich demnach beim osmanischen Feudalismus um ein militärisches Lehnswesen mit, wie bereits erwähnt, präbendalem Charakter, denn die Treuebeziehung

zwischen Herrscher und Lehensmann ergab sich vornehmlich, wie Max Weber schreibt, „kraft verliehener Grundherrschaften und Steuerleistungen“ (Weber 1980: 627).

Mit dem Zerfall der Zentralmacht in Istanbul schwächte sich das *timar*-System im osmanisch beherrschten Südosteuropa deutlich ab. Während des 17. und 18. Jahrhunderts gelang es den Timarioten immer häufiger, die ihnen vom Sultan anvertrauten Ländereien auf vererblicher Basis zu verwalten, was in letzter Instanz die mächtige Ausdehnung des *çiftlik*-Systems bedeutete. Diese Aneignung beziehungsweise Privatisierung des Sultanbesitzes wurde im 19. Jahrhundert mit den so genannten *tanzimat*-Reformen legalisiert. In dieser Weise veränderten die Timarioten im Laufe der Jahrhunderte ihren sozialen Status: Aus präbendalen Verwaltern wurden regelrechte Latifundieneigentümer.

Wie bereits angedeutet, wurden prinzipiell Angehörige des Militärstandes belehnt. Allerdings wurde dieser Grundsatz im Balkanraum nicht sehr streng gehandhabt: Auch Mitglieder der lokalen, meist christlichen Oberschichten konnten (wie etwa im Falle Bosniens und der Herzegowina) die mit dem *timar*-System verbundenen Privilegien erhalten – selbstverständlich unter der Voraussetzung, dass sie sich zum Islam bekannnten. Den einheimischen Notabeln gelang es somit, die Kontrolle über die Ländereien, die sie bereits vor der osmanischen Eroberung im Besitz hatten, beizubehalten (Castellan 1991: 128; Malcolm 1996: 72f).

Die Bauern, die vornehmlich in den auf den Hochebenen gelegenen Dörfern lebten (Lampe 1989: 189), konnten ihre Parzellen im Rahmen des *timar*-Systems über Generationen hinweg nutzen und somit – obwohl sie de jure keinen Eigentumsstatus besaßen – nahezu eigentumsmäßig über sie verfügen. Allerdings konnten sie den Boden weder verkaufen noch verlassen (Castellan 1991: 129). Fikret Adanir (1979: 24) vermutet daher wohl zu Recht, dass der präbendale Feudalismus der Osmanen vor allem auf dem Balkan nur für eine kurze Periode in seiner fast idealtypischen Ausprägung funktionierte, weil sich die politisch-militärischen und die sozioökonomischen Verhältnisse aufgrund von systemabweichenden Handlungsweisen in der Folge schnell veränderten.

Obwohl die feudalen Abhängigkeitsverhältnisse letztendlich für die Beherrschten nicht so erdrückend waren, wie zahlreiche patriotisch gefärbte Quellen immer wieder betonen, hemmten sie jahrhundertlang die gesamtwirtschaftliche und gesamtgesellschaftliche Dynamik der Region, indem sie eine subsistenzorientierte Ökonomie begünstigten und die rationale Nutzung von Land, die Akkumulation von Kapital sowie die Entfaltung von Arbeitsmöglichkeiten stark einschränkten und die Produktion regulierten (Brenner 1989: 45). Aus einer Perspektive der längeren Zeitabläufe lässt sich somit erkennen, dass diese Barrieren des Wachstums als Spezifikum des osmanischen Feudalismus, der wohlgemerkt erst 1831 offiziell abgeschafft wurde (Adanir 1979: 31), das Vorherrschen vormoderner Agrargesellschaften perpetuierten. Mentalitätsmäßig blieb in dieser Weise eine Grundhaltung dominant, die von manchen Historikern nicht ohne Grund als „vorkapitalistische Rationalität“ bezeichnet wurde (Brenner 1989: 31).

Der Übergang Südosteuropas von einer sozioökonomisch marginalen Provinz des Osmanischen Reiches zu einer peripheren Region des Weltsystems vollzog sich demnach unter ziemlich ungünstigen Bedingungen. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass dieser historischen

Region Europas in der neuen, kapitalistisch beherrschten Ordnung die Rolle einer Peripherie der Peripherie zukam.

Es muss schließlich darauf hingewiesen werden, dass es in Südosteuropa kleinere Räume gab, die nicht oder nur für kurze Zeit unter osmanischer Herrschaft standen. Aber auch diese Territorien zählten zu den Armenhäusern der jeweiligen imperialen Gebilde, zu denen sie gehörten. In diesem Zusammenhang sei als paradigmatischer Fall lediglich das dalmatinische Küstenland genannt, das bekanntlich – abgesehen von einigen wenigen urbanen Handelszentren – als wirtschaftlich und gesellschaftlich problemreiche Gegend des kleinen transadriatischen Imperiums Venedig galt (Wolff 2001).

5. Osteuropa

Dieses Gebiet stimmt mit dem östlichen Teil der von Szücs definierten dritten historischen Region überein und umfasst praktisch nur Russland westlich des Urals (einschließlich des heutigen Weißrusslands und der Ukraine).

Dieser immense Agrarstaat blieb, wie Fernand Braudel aufzeigt, in den ersten Jahrhunderten seiner Existenz eine externe Region im Sinne Wallersteins (Braudel 1986: 492–520; Wallerstein 1974: 302–324). Im dominanten ruralen Sektor Russlands entstand somit ein eigenes sozioökonomisches System, das Historiker als „Elendssumpf“ und als „Brutstätte sozialer Revolten“ bezeichnet haben (Riasanovsky 1984: 415). Bis zur Oktoberrevolution von 1917 charakterisieren zwei wirtschaftliche und zugleich soziale Grundkomponenten die agrarische Gesellschaft Russlands: Einerseits gab es eine spezifische Form des gemeinwirtschaftlichen Besitzes, die auf den dörflichen Institutionen der *obščina* und des *mir* beruhte. Wie fast alle verlässlichen Quellen bestätigen, zeichneten sich die landwirtschaftlichen Aktivitäten in diesen Dorfkommunen durch ein extrem niedriges Produktionsniveau sowie durch die Persistenz von ausgesprochen veralteten Anbaukulturen und archaischen Technologien aus (ebd.: 1984: 429–434; Gerschenkron 1965). Es verwundert daher nicht, dass am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts einige Reformer der zaristischen Zeit – wie etwa Premierminister Petr Stolypin – (meistens vergeblich) versuchten, die *obščina* und den *mir* durch die Einführung des individuellen Landbesitzes zu beseitigen (Riasanovsky 1984: 415–417).

Andererseits herrschte in Russland jahrhundertlang ein patrimonialistisches Grundbesitzsystem vor, das es dem kaiserlichen Beamten ermöglichte, die im Namen des Zaren verwalteten Landgüter für sich zu privatisieren, obwohl in diesen Fällen dann sehr oft eine absentistische Haltung seitens des Besitzers zu verzeichnen war.

Die Integration Osteuropas in das Weltsystem vollzog sich allmählich ab dem 18. Jahrhundert; aber sie blieb bis zum heutigen Tag eine partielle und erfasste nur bestimmte Wirtschaftssektoren wie etwa Teile der Industrie, die ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert in Russland einen beträchtlichen Aufschwung erfuhr (ebd.: 284–286, 343–347, 424–427). Seit dieser Zeit ist Russland nicht länger eine externe Region im Sinne Wallersteins. Es verwandelte sich jedoch weder in eine Peripherie noch in ein Zentrum. Die aktuellen Tendenzen, einerseits die kapitalistische Produktionsweise zu fördern und andererseits kommunitaristische beziehungsweise etatistische Formen der Wirtschaftsgesellschaft zu

entwickeln, lassen sich als Zeugnisse dieser auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinenden Situation verstehen.

6. Peripherien im Zentrum und Zentren in den Peripherien

Die einzelnen historischen Regionen Europas stellten keineswegs wirtschaftlich und sozial kompakte Territorien dar. Die neue internationale Arbeitsteilung und die Formation des Weltsystems verursachten keine rigide Differenzierung des alten Kontinents und ließen wichtige Variationsmöglichkeiten auch innerhalb der jeweiligen historischen Regionen zu. Es gibt zahlreiche Peripherien, das heißt sozial und ökonomisch marginalisierte Gegenden innerhalb der Zentren, wie weite Teile Schottlands, Irland beziehungsweise Nordskandinavien sowie verarmte Tal- und Berggebiete in den Alpen, den Pyrenäen und im französischen Zentralmassiv. Andererseits lassen sich in den Peripherien und in den externen Regionen viele Mikrozentren beobachten. Paradigmatisch dafür sind die wichtigen Hafen- und Handelsstädte des Baltikums (Riga, Königsberg [Kaliningrad], Danzig [Gdańsk] usw.), des Schwarzen Meers (beispielsweise Odessa), der Adria (unter anderen Ragusa [Dubrovnik]) und der Ägäis (etwa Thessaloniki).

Historische Regionen und sozioökonomische Gefälle in der Gegenwart

Wenn den historischen Prozessen, die mit der Entstehung des Weltsystems zusammenhängen und welche die soziale Organisation sowie die Wirtschaftsstruktur der verschiedenen historischen Regionen Europas entscheidend geprägt haben, so große Bedeutung beigemessen wurde, dann in erster Linie deshalb, weil sie den maßgebenden Erfahrungsraum der gegenwärtigen Gesellschaften Europas darstellen (Koselleck 1979: 354). Dem Anthropologen beziehungsweise Soziologen, der sich mit Geschichte befasst, geht es vornehmlich darum, die Effizienz der Vergangenheit und die Historizität der Gegenwart aufzuzeigen (Ricoeur 1991/3: 334–388; Gadamer 1965: 284). Der Sozialwissenschaftler untersucht demnach, wie Geschichte im Hier und Jetzt eines Kollektivs nachwirkt. Diese Suche nach den verschiedenen Facetten der aktualisierten Vergangenheit (Giordano 1996) in den historischen Regionen Europas ist Thema der folgenden Abschnitte.

Die Formation des Weltsystems und die Einführung einer neuen internationalen Arbeitsteilung, die zur Bildung eines aus Zentrum, Peripherien und externen Regionen konstituierten Systems historischer Regionen in Europa führte, stellte eine wahrhaft epochale Wende auf dem alten Kontinent dar, deren Auswirkung im sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Bereich noch heute deutlich sichtbar ist. Dabei handelt es sich vor allem um sozioökonomische und kulturelle Gefälle, die sich im Laufe der langfristigen Entwicklung des Weltsystems herausgebildet haben und bis zum heutigen Zeitpunkt nicht überwunden sind.

Zunächst sei hier das Gefälle zwischen dem Norden und dem Süden Europas erwähnt, das die soziostrukturellen und wirtschaftlichen Unterschiede zwischen dem Zentrum und

der mediterranen Peripherie widerspiegelt (Giordano 1992). Diese Differenzen haben sich als so tief erwiesen, dass auch die Integration dieser beiden historischen Regionen in die Europäische Union sie bisher nicht aufzuheben vermochte.

Die so genannte „Osterweiterung“ der Europäischen Union schafft gerade aufgrund von Diskrepanzen sozialer und ökonomischer Natur Probleme und Missverständnisse zwischen Vollmitgliedern und Kandidaten. Diese Differenzen sind, wohlgemerkt, nicht ausschließlich als die Konsequenz von fünfzig Jahren Sozialismus zu verstehen, sondern vielmehr als die Persistenz der durch das Weltsystem herbeigeführten Kluft zwischen dem westlichen Zentrum und den östlichen Peripherien.

Die aktuelle, besonders prekäre Situation im Balkanraum, die durch eine ausgebliebene beziehungsweise nur partielle Modernisierung sowohl im soziokulturellen als auch im wirtschaftlichen Bereich geprägt ist (Sundhaussen 1990, 1993; Goehrke, Gilly 2000: 709f), lässt sich in befriedigender Weise nicht ganz erklären, wenn man nicht berücksichtigt, dass diese historische Region jahrhundertlang eine Peripherie der Peripherie gewesen ist.

Abschließend muss Russland erwähnt werden, das bis heute am Rande des Weltsystems verharrt.

Ähnlich starke Gefälle lassen sich allerdings nicht nur auf interregionaler Ebene, sondern auch im innerstaatlichen Kontext beobachten. Dies gilt vor allem für jene europäischen Länder, die von der Grenze zwischen zwei historischen Regionen durchlaufen wurden. Die jeweiligen Gesellschaften, Wirtschaften und Kulturen solcher Staaten sind durch eine ausgesprochen dualistische Struktur gekennzeichnet. Die Zweiteilung dieser Länder lässt sich besonders gut in Italien (die Kluft zwischen *Settentrione* und *Mezzogiorno*), in Spanien (die Diskrepanzen zwischen Katalonien und dem Baskenland einerseits und Andalusien und Extremadura andererseits), im ehemaligen Jugoslawien (die Disparität zwischen Slowenien und Kroatien auf der einen Seite und Serbien, Bosnien und Herzegowina, Makedonien, Montenegro auf der anderen) und in der früheren Tschechoslowakei (die Strukturunterschiede zwischen dem industrialisierteren Böhmen und der eher ruralen Slowakei) erkennen. Die Sezession und die darauf folgende Auflösung dieser beiden letztgenannten Staatsgebilde haben, obgleich sie meistens mit ethnokulturellen Diskursen motiviert und legitimiert wurden, sehr viel mit den bestehenden Gefällen zwischen den reicheren, eher zum Zentrum gehörenden Regionen und den ärmeren Gegenden, die von jeher Teile der Peripherien gewesen sind, zu tun. Ähnliches kann auch in Hinblick auf die Autonomie-, Abspaltungs- und Unabhängigkeitsbestrebungen in manchen Gebieten Italiens und Spaniens (Padania, Katalonien, Baskenland usw.) gesagt werden.

Erlebte Gefälle und periphere Identitäten

Vergangene Erfahrungsräume werden von den Betroffenen in der Gegenwart permanent neu verarbeitet, umgedeutet und sogar mystifiziert. Dieser Elaborationsprozess der Geschichte ist dabei niemals das Resultat einer puren Erfindung, wie Hobsbawm und Ranger (1983)

vermutet haben, sondern beruht immer auf tatsächlichen Geschehnissen, die von den Mitgliedern einer Gesellschaft direkt oder indirekt erlebt wurden. Vergangene Erfahrungsräume bilden somit die Basis des Wissensvorrats beziehungsweise des sozialen Wissensbestands einer Gruppe und deren Angehöriger (Schütz, Luckmann 1979/1: 133–223; Elias 1988: XII).

Die innereuropäischen Gefälle zwischen Zentrum, Peripherien und externen Regionen sind demzufolge jenseits der bisher angesprochenen strukturellen Daten immer auch erlebte, wahrgenommene und in letzter Instanz gesellschaftlich konstruierte Realitäten. Eine Hauptsorge, welche die peripheren Gesellschaften Europas und vor allem ihre Eliten in fast obsessiver Art plagte und zum Teil bis heute plagt, betrifft die anhaltende politisch-kulturelle sowie sozioökonomische Rückständigkeit ihrer Länder beziehungsweise Provinzen. Die Frage lautet dabei konkret, weshalb die europäischen Peripherien, in denen eigentlich die „tugendhaftesten“ Völker der Welt lebten, nicht den Anschluss an die führenden Nationen – wie Frankreich, England, Deutschland und die Vereinigten Staaten – gefunden haben (Giordano 1995: 95; Bendix 1980/1: 17). Vor allem die geistigen Führer und die gebildete Öffentlichkeit der peripheren Staaten Europas nahmen ihre eigenen Gesellschaften stets im Vergleich mit den tonangebenden Großmächten Westeuropas und später auch den Vereinigten Staaten wahr. In Kontrast zum westeuropäischen Zentrum, in dem ein stolzer, selbstgefälliger, ja nicht selten arroganter Blick auf die eigenen, als großartig gepriesenen Errungenschaften (Fortschritt, Zivilisation, Modernisierung, Demokratie, Wohlstand usw.) vorherrscht und das daher den Peripherien kaum Aufmerksamkeit schenkt, ist es unverkennbar, dass die sozioökonomischen und kulturellen Erfolge des Zentrums auf die peripheren Räume des alten Kontinents eine überwältigende, wenn auch höchst doppeldeutige Faszination ausübten. In diesem Zusammenhang lässt sich von Bezugsgesellschaften im Sinne Reinhard Bendix' sprechen. Der Autor verwendet diesen Begriff, wenn Eliten „auf die Werte und die Institutionen eines anderen Landes mit Ideen und Handlungen reagieren, die sich auf ihr eigenes Land beziehen“ (Bendix 1980/2: 77).

Dieses Zitat trifft akkurat die zerreißende Ambivalenz, die das Verhältnis der peripheren Gesellschaften unseres Kontinents zu Westeuropa prägte. Einer solchen Haltung liegt, wie auch Bendix betont, ein spezifisches soziales Wissen und eine dazugehörige Argumentationsstrategie zugrunde. Nach den kollektiven Vorstellungen und Diskursen ist zwar die Stärke des anderen Landes überwältigend, seine Gesellschaft ist jedoch durch falsche Werte, moralische Korruption, geistigen Niedergang, hyperzivilisierte Affektiertheit der Verhaltensweisen etc. gekennzeichnet (ebd.: 47). Gleichzeitig sind die sozioökonomischen Probleme im eigenen Staat zwar unübersehbar, die genuinen „Tugenden“ des eigenen Volkes stellen dagegen unermessliche und richtungweisende Leitbilder dar. Einerseits üben die Bezugsgesellschaften aufgrund ihres wirtschaftlichen Erfolges eine enorme Anziehung aus, und man möchte sie imitieren und sogar übertreffen; andererseits ist man von ihnen aufgrund ihrer geistigen und moralischen Künstlichkeit und Verkommenheit abgestoßen und inszeniert eine oft folklorisierte Rückständigkeit, die als tugendhafte Authentizität der *eigenen* Gesellschaft dargestellt wird. Dadurch entsteht, um einen Begriff des amerikanischen Anthropologen Michael Herzfeld (1987) zu verwenden, eine „Diglossie“ der Orientierungen,

der Diskurse und in letzter Instanz der Identitäten, welche die Quintessenz der vorhin angesprochenen Ambivalenz bildet.

In fast allen Peripherien (aber auch in den externen Regionen) Europas lässt sich diesbezüglich beobachten, dass sich die jeweiligen Gesellschaften einerseits um eine beschleunigte Europäisierung/Modernisierung ihrer Länder bemühen. Dabei geht es ganz generell um die Einführung westeuropäischer Standards in der Wirtschaft (vor allem Industrialisierung), Politik (Import der parlamentarischen Demokratie) und Kultur (demonstrative Übernahme kultureller Muster und Moden aus den westeuropäischen Metropolen). In den Peripherien Osteuropas versuchte auch der Sozialismus – trotz seines utopischen Entwurfs einer nichtkapitalistischen Alternativwirtschaft und -gesellschaft –, mit der Politik der forcierten Industrialisierung und Urbanisierung die sozioökonomische Kluft zum Zentrum Westeuropas zu überwinden und vergleichbare Lebensbedingungen zu schaffen. Im Falle der kommunistischen Regime in der Region ist es daher sicherlich gerechtfertigt, von „Nachahmungsdiktaturen“ zu sprechen. In der posttotalitären Transformationsphase nach 1989 ist das Motto „Rückkehr nach Europa“ – das heißt im Grunde die lang ersehnte Integration in das Zentrum durch die Mitgliedschaft in der Europäischen Union – in den östlichen und südöstlichen Peripherien des alten Kontinents sehr populär geworden.

Neben diesem Europäisierungs- beziehungsweise Modernisierungsstreben findet man bei den peripheren Gesellschaften Europas und speziell bei ihren Eliten zugleich auch den massiven Rückgriff auf nativistische Vorstellungen und Handlungsabläufe in Form einer betonten Demonstration der bewundernswerten Leistungen des eigenen Volkes beziehungsweise der eigenen Nation. In Anlehnung an Wilhelm Emil Mühlmann lässt sich sagen, dass der Nativismus dabei auf dem Wunsch und Willen der Peripherien beruht, sich von der Übermacht der Bezugsgesellschaft (sprich des Zentrums) abzusetzen, und somit als eine öffentlich zur Schau gestellte Manifestation des Gefühls „Wir sind auch etwas!“ betrachtet werden kann (Mühlmann 1964: 12). Es handelt sich also um die nachdrückliche Bekundung dessen, was die peripheren „Identitätsproduzenten“ als den genuinen kulturellen Beitrag der eigenen Gruppe, Ethnie, Nation, Gesellschaft usw. in Form von Objektivationen (sprich materieller Kultur) und Subjektivationen (sprich geistiger Kultur) betrachten. Nativismus beinhaltet demnach immer die mehr oder minder stark folklorisierte Umarbeitung der Traditionen und deshalb die soziale Produktion von Authentizität.

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass die Ambivalenz zwischen Modernisierungsdrang und nativistischem Rückzug seit je die relevantesten politischen Kontroversen und intellektuellen Auseinandersetzungen in den europäischen Peripherien beeinflusst und genährt hat. Es handelt sich dabei um die vor allem in Osteuropa noch immer aktuellen und ganz erbittert geführten Debatten, in denen es in erster Linie darum geht, ob man die Verwestlichung und den Anschluss an das Zentrum rasch vorantreiben oder ob man sich für einen eher abgekoppelten, traditionsgebundenen Entwicklungsweg entscheiden soll. Dieses Dilemma, welches das Zentrum kaum berührt, bleibt bis heute einer der Kernpunkte der politischen Alltagsphilosophie und Praxis in den peripheren Ländern Europas.

Schlussbemerkung

Die vorliegende, zweifelsohne unvollständige und allzu schematische Darstellung der historisch geprägten Unterschiede zwischen dem Zentrum und den Peripherien Europas zeigt – jenseits der gängigen Rhetorik, die eine monolithische und monotone Einheitlichkeit verkündet und postuliert – deutlich auf, wie reich die sozioökonomische und kulturelle Varietät auf dem alten Kontinent ist. Dabei muss jedoch stets bedacht werden, dass es sich um eine Vielfalt handelt, die aufgrund von jahrhundertlang andauernden, sehr komplexen sozialen Prozessen permanenter Interaktionen und Interrelationen zwischen den verschiedenen historischen Regionen – ebenso wie innerhalb derselben – zustande gekommen ist. Es ist vermutlich gerade diese interdependente Vielfalt, welche die eigenartige, zwar spürbare, aber dennoch schwer fassbare Einheit unseres Kontinents ausmacht.

Literatur

- Adanir F. 1979: *Die makedonische Frage. Ihre Entstehung und Entwicklung*. Wiesbaden.
- Antiseri D. 2001: L'Europa è diversa perché ha tante fedi. *Corriere della Sera*, 13.10., 37.
- Bendix R. 1980: *Könige oder Volk. Machtausbildung und Herrschaftsmandat*. 2 Bde. Frankfurt/M.
- Bloch E. 1985: *Tübinger Einleitung in die Philosophie*. Frankfurt/M.
- Bloch M. 1937: Les deux Allemagnes rurales. *Annales d'Histoire Economique et Sociale* 9/6, 606–610.
- Blok A. 1981: *Die Mafia in einem sizilianischen Dorf 1860–1960. Eine Studie über gewalttätige bäuerliche Unternehmer*. Frankfurt/M.
- Braudel F. 1982: *La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II*. 2 Bde. 5. Aufl. Paris (dt.: *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II*. 3 Bde. Frankfurt/M. 1994).
- Braudel F. (Hg.) 1985: *La Méditerranée*. I: *L'Espace et l'histoire*. Paris (dt.: *Die Welt des Mittelmeeres. Zur Geschichte und Geographie kultureller Lebensformen*. Frankfurt/M. 1987).
- Braudel F. 1986: *Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts*. III: *Aufbruch zur Weltwirtschaft*. München.
- Brenner R. 1989: Economic Backwardness in Eastern Europe in Light of Developments in the West.
- Chirot D. (Hg.): *The Origins of Backwardness in Eastern Europe. Economics and Politics From the Middle Ages Until Early Twentieth Century*. Berkeley, 15–52.
- Brunner O. 1968: *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*. Göttingen.
- Castellan G. 1991: *Histoire des Balkans (XIV^e–XX^e siècle)*. Paris.
- Dainelli G. 1933: Le ragioni geografiche di una civiltà europea unitaria. Fondazione Alessandro Volta (Hg.): *L'Europa. Convegno di scienze morali e storiche della Fondazione Alessandro Volta, 14–20 Novembre 1932*. Roma, 47–69.
- Davis J. 1977: *People of the Mediterranean. An Essay in Comparative Social Anthropology*. London.
- Dobb M. 1946: *Studies in the Development of Capitalism*. London.
- Elias N. 1988: *Über die Zeit*. Frankfurt/M.
- Fondazione Alessandro Volta (Hg.) 1933: *L'Europa. Convegno di scienze morali e storiche della Fondazione Alessandro Volta, 14–20 Novembre 1932*. Roma.
- Gadamer H.-G. 1965: *Wahrheit und Methode*. Tübingen.
- Gerschenkron A. 1965: Economic Backwardness in Historical Perspective. *Cambridge Economic History of Europe* 6/2, 706–767.
- Giordano C. 1992: *Die Betrogenen der Geschichte. Überlagerungsmentalität und Überlagerungsrationaliät in mediterranen Gesellschaften*. Frankfurt/M.
- Giordano C. 1995: The Balkans: European Periphery, Epicentre of Ethnicity and Landscape of Feuds. *Anthropological Journal of European Cultures* 4/2, 95–106.
- Giordano C. 1996: The Past in the Present. Actualized History in the Social Construction of Reality.
- Kalb D., Marks H., Tak H. (Hg.): *Historical Anthropology: The Unwaged Debate*. Utrecht (= Focaal 26/27), 97–107.

- Goehrke C., Gilly S. (Hg.) 2000: *Transformation und historisches Erbe in den Staaten des europäischen Ostens*. Bern.
- Herzfeld M. 1987: *Anthropology Through the Looking-Glass. Critical Anthropology in the Margins of Europe*. Cambridge.
- Hobsbawm E., Ranger T. (Hg.) 1983: *The Invention of Tradition*. Cambridge.
- Kaser K. 2002: *Südosteuropäische Geschichte und Geschichtswissenschaft*. 2. Aufl. Wien.
- Koselleck R. 1979: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt/M.
- Krader L. 1960: The Transition From Serf to Peasant in Eastern Europe. *Anthropology Quarterly* 33/1, 76–90.
- Lampe J. 1989: Imperial Borderlands or Capitalist Periphery? Redefining Balkan Backwardness, 1520–1914. Chirot D. (Hg.): *The Origins of Backwardness in Eastern Europe. Economics and Politics From the Middle Ages Until the Early Twentieth Century*. Berkeley, 177–209.
- Lévi-Strauss C. 1984: *Lo sguardo da lontano. Antropologia, cultura, scienza a raffronto*. Torino (dt.: *Der Blick aus der Ferne*. München 1985).
- Lévi-Strauss C. 1992: *Strukturelle Anthropologie 2*. Frankfurt/M.
- Malcolm N. 1996: *Geschichte Bosniens*. Frankfurt/M.
- Marx K. 1975: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. I: *Der Produktionsprozess des Kapitals*. Berlin (West).
- Morin E. 1987: *Penser l'Europe*. Paris.
- Mühlmann W. E. 1964: *Chiliasmus und Nativismus. Studien zur Psychologie, Soziologie und historischen Kasuistik der Umstürzbewegungen*. Berlin.
- Pizzorno A. 1976: Familismo amorale e marginalità storica ovvero perché non c'è niente da fare a Montegrano. De Masi D. (Hg.): *Le basi morali di una società arretrata* [Neuausgabe von Banfield E. 1958: *The Moral Basis of a Backward Society*]. Bologna, 237–252.
- Popper K. R. 1980: *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. 2 Bde. 6. Aufl. München.
- Riasanovsky N. 1984: *A History of Russia*. Oxford.
- Ricœur P. 1991: *Zeit und Erzählung*. 3 Bde. München.
- Romano R. 1962: Tra XVI e XVII secolo. Una crisi economica: 1619–1622. *Rivista storica italiana* 74/3, 480–531.
- Rougemont D. 1990: *28 siècles d'Europe*. Paris.
- Roux M. 1992: *Les Albanais en Yougoslavie. Minorité nationale, territoire et développement*. Paris.
- Schmitt C. 1974: *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum*. Berlin.
- Schneider J., Schneider P. 1976: *Culture and Political Economy in Western Sicily*. New York.
- Schütz A., Luckmann T. 1979: *Strukturen der Lebenswelt*. 2 Bde. Frankfurt/M.
- Sée H., Rebillon A., Preclin E. 1950: *Le XVI^e siècle*. Paris.
- Stadtmüller G. 1950: *Geschichte Südosteuropas*. München.
- Stahl H. H. 1980: *Traditional Romanian Village Communities. The Transition From the Communal to the Capitalist Mode of Production in the Danube Region*. Cambridge.
- Sundhaussen H. 1990: Strukturelle Engpaßfaktoren der wirtschaftlichen Entwicklung Bulgariens von der Staatsgründung bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges. Grothusen K.-D. (Hg.): *110 Jahre Wiedererrichtung des bulgarischen Staates 1878–1988*. München, 155–165.
- Sundhaussen H. 1993: Die Modernisierung der Balkanländer in vorsozialistischer Zeit: Ein Mißverständnis und seine Folgen. Gregori I., Schaser A. (Hg.): *Rumänien im Umbruch. Chancen und Probleme der Europäischen Integration*. Bochum, 23–34.
- Szücs J. 1990: *Die drei historischen Regionen Europas*. Frankfurt/M.
- Valéry P. 1919: La Crise de l'esprit. Valéry P.: *Variétés*. I: *Lettres*. Paris.
- Wallerstein I. 1974: *The Modern World-System. Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century*. New York (dt.: *Das moderne Weltssystem. Kapitalistische Landwirtschaft und die Entstehung der europäischen Weltwirtschaft im 16. Jahrhundert*. Frankfurt/M. 1986).
- Weber M. 1980: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5. Aufl. Tübingen.
- Wittfogel K. A. 1977: *Die orientalische Despotie. Eine vergleichende Untersuchung totaler Macht*. Frankfurt/M.
- Wolff L. 1994: *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. Stanford.
- Wolff L. 2001: *Venice and the Slavs: The Discovery of Dalmatia in the Age of Enlightenment*. Stanford.